

Das harte Gesetz des Lebens [Fortsetzung]

Autor(en): **Hämmerli, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 26

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das harte Gesetz des Lebens

Aus der Geschichte eines alten Bauerngeschlechtes

Emmentaler-Roman von Walter Hämmerli

6. Fortsetzung

Als Menschenkenner stand er entschieden über Pfarrer Schmid, von dem direkten Vorgänger, Pfarrer Beck, nicht zu reden. Aber auch das andere war ihm bekannt, das Wörtlein: „Wo ein Rauch ist, da ist auch ein Feuerlein.“ Und so nahm sich denn der Pfarrer vor, den Ammann Schwarz vorsichtig, aber gründlich zu prüfen. Die Methoden des modischen Pietismus lagen ihm nicht. Wenn er sich auch als strenggläubigen Kirchenmann ausgab, so behielt er sich doch innerlich allerlei Freiheiten vor. Seine Kollegen nannten ihn den „Mann der vernünftigen Rechtgläubigkeit“. Hier stimmte er auch mit den derzeitigen Machthabern überein, die mit der Schwarmgeisterei recht üble Erfahrungen gemacht hatten. Die Kämpfe mit den „Antonianern“ in Amsoldingen und der Vatermord in der Familie Marti in Rapperswil als Folge der Sektiererei, gaben den Staatsmännern und Geistlichen viel zu denken und zu schaffen. Pfarrer Plüss war mit Abraham Friedrich von Mutach in den Sitzungen der „Oekonomischen Gesellschaft in Bern“ zusammengetroffen und hatte die Berichte des Regierungs-Kommissars aus dessen eigenem Munde entgegengenommen. Dem neuen Pfarrer von Ramistal waren die Worte im 1. Kor. Kap. 13 wichtiger als dogmatische Haarspaltereien oder gar die in vornehmen Kreisen aufkommende Liebhaberei für die Offenbarung des Johannes und mystische Anschauungen aller Art. Noch gehörte es zur guten Ueberlieferung der bernischen Geistlichkeit, dem Landbau und damit der Wohlfahrt des Bauernvolkes ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Die Art der Besoldungsausrichtung brachte das eigentlich von selbst mit sich; denn die Haupteinnahme der Inhaber der bernischen Pfrunden floss aus dem Betrieb ihrer Landwirtschaft zu. Dem Pfarrherrn zu Ramistal hatten die Bauern Korn und Strohgarben zu liefern. Das Brot wurde im stattlichen Backofen in der Küche gebacken. Für den pfarrherrlichen Gaul brauchte man Stroh zum „Gliger“. Auch die zwei Kühe und das Rind im Stall mussten richtig versorgt werden. Im Sommer liefen die Tiere mit denen der Bauern auf der Allmend; denn die Pfrund verfügte über die gleichen Rechte über Allmend, Wuhn und Weid wie ein Vollbauer. Das Brennholz mussten die Bauern zum Pfarrhaus führen, seitdem die Hochwälder der Oberherrschaft unter die Hofbauern aufgeteilt worden waren. Es wurde in Ramistal kein besonderer Pfrundwald ausgeschieden, wie das anderwärts meist der Fall war. In der Lieferung konnte dann der Geistliche die Gesinnung seiner Pfarrkinder kennen lernen. Die einen machten sich eine Ehre daraus, den Pfrundherrn ehrlich zu bedienen, andere aber suchten die schlechtesten und „verknorztesten Trämel“ aus, um sie bei der Pfrundscheuer gegen ein braves Z'vieri abzulegen. Man wurde in die Wohnstube der Pfarrfamilie geheissen und erhielt da eine Flasche Oberhofner und ein halbes Brot. Sechs Säum von dem oft recht sauren Oberhofner gehörten zur Leistung des Staates an die im Jahre 1704 gegründete Pfrund Ramistal. Pfarrer Plüss hatte in den verschiedenen Vikariaten Gelegenheit genug gehabt, sich das Landvolk etwas näher anzusehen. Damals wurde nicht jeder junge „Sprützling“

mit 24 Jahren schon Pfarrherr. Die meisten Pfrundinhaber blieben bis an ihr seliges Ende auf dem gleichen Sitz, wenn sie nicht von der Regierung wegen einer üblen Geschichte versetzt wurden — was höchst selten vorkam.

In diesen Verhältnissen lag es begründet, dass Pfarrer Plüss schon über 30 Jahre alt war, als er endlich eine eigene Pfrund erhielt. Es sollte Ramistal sein.

Unterdessen war es Winter geworden. Wenn das Ramistal auch zu allen Zeiten seine besonderen landschaftlichen Schönheiten aufweist, so dies ganz besonders, wenn tiefer Schnee über den Hügeln und Wäldern liegt. Das wellige Land mit seinen Querriegeln, seinen Seitentälchen nach Süden und Norden zeigt dann erst recht seine weichen Formen. Kommt dann zum kalten noch schönes Wetter, so ist ein Gang durch die Hochwälder und über die „Eggen“ ein Genuss von besonderer Erlesenheit. Durch die biechtbehangenen Zweige der Buchen und Eichen schaut tiefer blauer Himmel hernieder, der um so blauer wirkt, je breiter die Biechtbärte am Geäst der Bäume hangen. Oben folgen die grossen Tannen, auf deren Aesten bis zu den feinen Spitzen hinauf Schneelasten von grossem Gewicht liegen. Alles ist gleichsam ein Zauberschloss, in dem man aus dem Staunen nicht herauskommt. Langt man oben auf der Egg an, so öffnet sich vor dem Auge der Blick auf die Schneeberge und das ganze weite Vorland bis zu dem ersten Tritt der Himmelstreppe, den Vorbergen des Emmentals, die mit dem Rücken die nördlichen Täler des Oberlandes schützen, deren Schattenhänge von den ersten seiner eigenen Berge auf dem Buckel getragen werden. Vordran aber liegen die lieblichen Seen, an deren Gestaden sogar die edle Rebe wächst und gedeiht.

Pfarrer Plüss liebte dieses Land und zog mit mächtigen Schritten hinaus zu den zerstreuten Höfen, wo man im Winter gerne einen solchen Gast willkommen hiess. Der lebenskundige Pfarrer wusste ganz gut, dass man den Bauern in den „grossen Wärdet“ nicht mit geistlichem Besuch kommen darf, sonst gehen hinter dem Rücken scharfe Sprüche los, kaum hat der Herr im schwarzen Rock die Türe geschlossen. Darum betrieb er im Sommer im schönen Obstgarten unter dem Schatten alter Bäume seine Studien; im Winter aber war er auf den Beinen, und die Kranken und Armen durften nicht klagen über Vernachlässigung durch den geistlichen Herrn.

Und nun galt der seelsorgerische Gang an einem prächtigen Wintertag der Reutenen. Mit steifen Ueberstrümpfen angetan und von dem bellenden Windspiel in Zwergform begleitet — es war das Geschenk eines Studienfreundes — trat der junge Pfarrer aus der Haustür, schloss die eichene Pforte mit dem schweren, kunstvoll geschmiedeten Klopfer, überliess das Haus seiner alten Magd, die ihn noch als Kind auf den Armen getragen hatte und schritt durch das Dörfli dem Schaubengassgatter zu. Dort begann die Allmend. Ein schlecht gebahnter Karrweg führte gegen den Reutenenhof, der wieder durch einen Gatter gegen das auf der Allmend weidende Vieh geschützt war. Der ganze 60 Jucharten haltende Hof war mit Lebhängen oder toten Einfriedungen

aus Tannenholzlatten, die mit Weidenschleifen zusammengehalten wurden, gegen Einbruch der weidenden Kühe und der Geissen der Tauner geschützt. Hier begann nun auch die Pfundmatte, die bei der Schritt für Schritt vor sich gehenden Aufteilung der alten Allmend dem Pfarrherrn zur Nutzung überlassen wurde. Daher der neue Name. In der Winterzeit liess man die Gatter offen, denn zu schützen gab es jetzt weder die Saaten noch die fetten Wiesen, die durch Düngung zu einem stetig zunehmenden Ertrag verbessert wurden. Hier wurden von Schwarz die neuen Methoden der „Ökonomischen Gesellschaft“, der Tschiffeli und Fellenberg, ausprobiert. Der Erfolg blieb nicht aus, und ein Nachbar nach dem andern guckte dem Ammann die „Vörtel“ ab. Wie Pfarrer Plüss nun dem stattlichen Hof zuschritt, überlegte er sich noch einmal all die Gerüchte, die ihm über Hans Schwarz und seine verstorbene Frau zu Ohren gekommen waren. Er nahm sich vor, in der Fragestellung vorsichtig und klug zu sein. Verraten durfte er nichts von dem, was ihm auch die Geistlichkeit der alten Provinzresidenz über die Ereignisse auf der Reutenen anvertraut hatte. Niemand wusste zwar etwas Gewisses. Der Ammann stand in hohem Ansehen. Donnerstag für Donnerstag traf man ihn in der Stadt und sah ihn den steilen Weg zum Schloss hinaufsteigen, wo die Amtsgeschäfte besorgt wurden. Auf einmal liess lautes, wütendes Gebell darauf schliessen, dass man auf der Reutenen den Besuch wahrgenommen hatte — wenn auch noch nicht die Bewohner, so doch der grosse schwarze Hofhund, der dem Bauern besonders lieb war, ging er doch einst in den schönen Jahren stets an der Seite seines Mädels, wenn sie gemeinsam über ihr Land schritten und staunten ob dem Segen, den ihnen der Herrgott so unverdient wieder zuteil werden liess.

Die alarmierenden Gebärden und Rufe des treuen Wächters liessen Schwarz den Besuch erraten. Das kleine Windspiel steigerte den Aerger des mächtigen „Bari“. Wie der Bauer vor die Haustüre trat, ging von seinen Lippen ein scharfer Befehl an die Schildwache, die nur ihre Pflicht getan hatte, und Bari verkroch sich in sein warmes Hundehaus. Das Knurren freilich konnte er im Blick auf das seltsame, vornehme Geschöpf seiner Art, wie er noch keines gesehen hatte, nicht lassen, trotzdem es ihm der Meister aus Höflichkeit gegenüber dem willkommenen Gast verweies. Pfarrer Plüss wusste sehr gut, warum er auf seinen Wanderungen durch die Gemeinde das weibliche Hündchen mitnahm. Es war ihm schon mehrfach Blitzableiter gewesen, wenn ein tolles Hofhundebiest einen Angriff auf seine pfarrherrlichen Hosen ausführen wollte. Tapferkeit im Kampf mit ihren vierbeinigen Wächtern wollten die Bauern dem jungen Pfarrherrn nicht nachreden. Etwas mussten sie ja aussetzen haben.

Es war freilich auch das einzige, was man schmunzelnd am neuen Herrn zu kritisieren wusste; aber es war dem Volk eine Genugtuung, dass es doch etwas aussetzen gab.

So standen sich nun „Kaiser und Papst“ von Ramistal gegenüber. Zwei prächtige Gestalten in ihrer Art. Der Ammann war immer noch der alte Kanonierwachmeister in Haltung und Ausdrucksweise. Der scharfgeschnittene Bauernschädel hatte etwas Holzschnittähnliches bekommen. Er war vom Erleben gezimmert und geschnitzt. Die Gestalt war auch jetzt noch schlank und kerzengerade die Haltung des männlichen, gestählten Körpers. Pfarrer Plüss war mächtiger, der Brustkasten gewölbt und breiter. Auf dem festen Nacken sass ein wuchtiger Kopf mit starken Lippen und grobbuschigen Augenbrauen. Während Schwarz bartlos war, so dass die markanten, bäuerisch-adeligen Züge noch scharfer zum Ausdruck gelangten, trug der Pfarrherr nach der damaligen Mode der protestantischen Geistlichkeit einen Vollbart — wohl als Protest gegen das glattrasierte Gesicht des katholischen Priesters. Unter Gruss und Segenswünschen betrat der neue Pfarrer die bessern Stuben auf dem Reutenenhof, denen man noch gut die schönheit-

liebende Hand Mädels anmerkte. Es war seit seinem Tode nichts geändert worden. Hans hätte das nicht zugegeben. Jedes Stück stand an seinem Ort, und an der Wand tickte als Zeichen seltenen Wohlstandes eine Neuenburger Uhr, die er seinem Mädels in der Hauptstadt „gekrant“ hatte.

Die ganze Ausstattung stammte vom Geschlecht der Altenberger her, das seinen Reichtum frühern Jahrhunderten verdankte und nicht kargte, wenn es galt, ein schönes Stück zum Haushalt anzuschaffen. Da auch die Frauen meist in den Dörfern oder den guten Höfen des untern Emmentals zu Hause waren, kam mit der Zeit eine Auswahl an herrlichen Stücken aus der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Zeit Napoleons zusammen. Vieles davon wurde im Speicher untergebracht, weil es in den bessern Stuben nicht mehr Platz fand. Die Zeit der Freude an den bunten Farben war bereits vorbei. Wieder siegte die Linie, die Form an Stühlen, Schränken und Faubetten. Wer die zierlichen Malereien der vergangenen Jahrzehnte bewundern wollte, musste mit Hans Schwarz im Speicher eine Treppe hinaufsteigen. Dort standen „Tröge“ in grosser Zahl und in seltener Schönheit, gefüllt mit „Lilachen“, Tisch- und Handtüchern, um die manches vornehme Herrenhaus die Altenberger hätte beneiden können. Hans Schwarz hatte nach dem Tode seines Mädels und des Hächler-Aenneli, der Meisterjungfer, eine ledige, geizige und hässliche Schwester zu sich genommen. Von ihr wusste er sicher, dass sie nichts würde „z'schanden gehen“ lassen. Damit war auch jedem Geklatsch der Riegel gesteckt, das der Witwer auf alle Fälle unmöglich machen wollte — allein schon seinem Mädels zuliebe, aber auch in guter Würdigung des Leumundes, den er sich neu schaffen und erhalten musste, wenn er neben dem Pfarrer in der Gemeinde wirklich der Erste sein wollte. Er kannte jene Schicht unter seinen Mitbürgern gar wohl, denen es ein „Herrenfressen“ bedeutete, wenn einer der „Grossen“ einen Fall tat.

Während Rösli, des Ammanns Schwester, in der Küche die schönsten Strübli küchelte, berieten nun die beiden Männer über Wohl und Wehe der Gemeinde. Wie es sich mit sich brachte, knüpfte der Pfarrer an der Verhandlung über das Armenwesen der Gemeinde an. Noch gab es für dieses Gebiet keine besondere Behörde. Der Gemeinderat hatte sämtliche Departemente des Gemeindegewesens zu verwalten. Das Chorgericht war wieder eine Sache für sich. Hier kam das sittlich religiöse Leben in der Gemeinde zur Sprache. Nach den üblichen, mehr diplomatisch gedachten Redensarten über das Wetter und die Aussichten auf den Frühling, ging Hans Schwarz gleich auf das Ziel los: „Herr Pfarrer, Dir wüsstet vielleicht, dass my Frau ds Chind vomene Tauner gsy isch. Dir wärdet darum au begryffe, dass es mir nid bloss ums Arnewäse geiht. I ha da Verpflichtige. My Frau het m'r vor ihrem Tod die Arme no bsungers a ds Härz gleit. Ds Verspräche, wo re gä ha, wird ghalte. Und das wott i n'ech säge; es het mi gfreut, wie Dir die Sach alueget. Es isch syt em Tod vom Vater vo mir Frau unter dene Tauner mängs anders worde. Sy hei uf die falsche Prophete us Paris glost, u Hetzer het es au unger de Buure gnue gha. 's git gäng Lüt, wo Freud hei, wenn alls drunter und drüber geit, bsungers unter dene, wo der Arm der Gerechtigkeit öppe einisch ghörig ghudelt het. Dir heit sicher vo dene Helde im Nonnenloh u i dr Widimatt au scho ghört. Das sy die rächte Franzosefründe gsy. Die hei de Tauner d'Chöpf gross g'macht, we's scho gäge d'Lüt vo der eigete Dorfmark gange isch. Bracht het de Tauner die ‚Helvetik‘ nüt, aber au gar nüt. Was fürsorglechi Herre vo dr Obrigkeit us frühere Zyte fürse erobert hei, isch ne alles verlore gange. Wie gseht's jetz us? D'r billig Härdöpfeler isch ihri Freud. Fasch jede Abe hei sy hie oder dört ihri Z'Abesitzli, wo Manne- u Wybervolch zäme chunt, Taunerwybli u liederligi Mägdli und Chnächte. Was luegt derby use? Drvo wüsstet Dir als Chorgrichtsschryber meh als i. Darf das so wyter gah?“ (Fortsetzung folgt)